

Nr. 70. **Bromberg, den 12. Mai** **1925.**

Frau Mirjam und ihre Töchter.

Ein Roman aus geweihten Landen
von **Erich Friesen.**

(10. Fortsetzung.)

Verblüfft reißt Gerhilde die großen Augen auf.

„Eine Erbschaft? Von wem denn?“

„Vielleicht vom — Vater!“

„Richtig. Vom verstorbenen Vater!“

Das leuchtet Gerhilde ein. Und eifrig beginnt sie, darüber nachzudenken, was ihr Heinz wohl sagen wird, wenn er bei seiner demnächstigen Rückkehr von der Weltreise seine Braut in einer solch märchenhaften Umgebung findet, anstatt in den gewohnten öden Räumen in Jerusalem.

„Wer dieser geheimnisvolle Erik Land nur sein mag?“ beginnt sie plötzlich von neuem. „Warum wohnt er nicht selbst in seinem schönen Hause, sondern hinten in einem kleinen Gartenhäuschen? . . . Und ob er wohl verheiratet ist? Vielleicht mit einer Araberin? Oder hat er einen Harem! Oder —“

Gerade will Irmgard mit Entrüstung eine solche Vermutung zurückweisen — da ertönen Schritte in der Halle. Es ist Frau Mirjam, in lebhaftem Gespräch mit Erik Land.

„Die Mutter hat gewiß die Miete im voraus bezahlt,“ flüstert Gerhilde der Schwester zu. „Sieh nur, wie vergnügt die beiden aussehen!“

Und wirklich — die Gesichter der langsam Näherkommenden erstrahlen in vollster Zufriedenheit. Es ist, als ob die Ruhe und der Frieden ringsum in ihnen sich widerspiegele.

Jetzt betreten sie die Terrasse, wo die beiden Mädchen ihrer erwartungsvoll harren.

„Das hier ist Gerhilde,“ sagt Frau Mirjam mit tiefer Bewegung in der Stimme zu dem Hünen an ihrer Seite.

Ein kritischer Blick aus Gerhildes großen Augen trifft den Mann.

Er ist eine durchaus ungewöhnliche Erscheinung. Die mächtigen Glieder stecken in einem bequemen Sommeranzug. Das frische Gesicht mit den kräftigen Zügen ist glatt rasiert, das graumelierte Haupthaar kurz geschnitten. Freundlich und offen blicken die graublauen Augen in Gerhildes zu ihm emporgewandtes Antlitz.

„Gerhilde!“ wiederholt er, dem Mädchen die gebräunte Hand hinstreckend. „Darf ich mir die Freiheit nehmen, dich bei deinem Vornamen zu nennen? Ein alter, einsamer Mann, wie ich —“

Errötend nickt Gerhilde, während Frau Mirjam, etwas befangen auf ihre ältere Tochter deutend, fortfährt:

„Und dies ist Irmgard!“

„Irmgard!“ wiederholt Erik Land mit leiser, bebender Stimme. „Irmgard!“

Auch ihr reicht er die Hand und hält sie einige Sekunden fest.

Beide einander so ähnlichen graublauen Augenpaare treffen sich und halten einander in stummem Erkennen.

„Wahre mein Geheimnis!“ bittet sein beredter Blick.

„Ich werde es wahren — bei allem, was mir heilig ist!“ lautet die stumme Erwiderung.

Noch ein leiser Druck der beiden Hände — Vater und Tochter haben einander verstanden.

„Ich hoffe, es gefällt euch bei mir,“ wendet Erik Land sich mit wiedergewonnener Fassung zu den beiden Mädchen.

Fröhlich lachend, blickt Gerhilde zu der Hünengestalt auf.

„Ich wüßte nicht, was ich mir Schöneres wünschen könnte, Herr Land. Ich wundere mich nur —“

„Worüber, liebes Kind?“

„Daß Sie Mütterchens Geschmack so genau getroffen haben — gerade so, als ob Sie uns schon jahrlang kennten. Das alles hier —“, sie blickt sich um — „erinnert so sehr an unser früheres Haus in Jaffa, daß —“

„Es ist auch m e i n Geschmack, Gerhilde,“ fällt Erik Land rasch ein. „Ich alter Sonderling hatte im tiefsten Innern die Empfindung, als müßten meine neuen Nachbarn meine Geschmacksrichtung teilen.“

„Sie hatten recht, Herr Land,“ erwidert Irmgard tief bewegt. „Und Ihre Nachbarn danken Ihnen dafür aus vollstem Herzen.“

Erik Land schweigt einige Sekunden, bevor er mit der ihm eigenen bezwingenden Herzlichkeit fortfährt:

„Ich freue mich, wenn ich das Richtige getroffen habe. Darf ich mir dafür erlauben, eine Bitte auszusprechen?“

„Die wäre?“ fragt Frau Mirjam mit leisem Beben in der Stimme, ihre Augen mit einem ganz eigenen Ausdruck auf den Mann richtend.

„Daß mir gestattet wird, öfters hier vorzusprechen, hie und da den Tee zu nehmen. Daß ihr —“ er wendet sich zu den Schwestern — „auch mich von Zeit zu Zeit einmal in meinem kleinen Häuschen da hinten inmitten der Orangenbäume aufsucht. Kurz und gut, daß ich als Freund und guter Kamerad betrachtet werde.“

Und wieder trifft Frau Mirjam jener lange, beredte Blick, wie vorhin im Garten — ein Blick, den sie herzlich erwidert.

Dann geht er, Frau Mirjam und ihre Töchter in einer unbeschreiblichen Stimmung zurücklassend.

„Ein Original! Ein richtiges Original!“ ruft Gerhilde begeistert, nachdem die Hünengestalt unter den Blumen verschwunden ist. „Er tut gerade, als ob er uns schon seit ewiger Zeit kennt. Und dabei kann man ihm nicht böse sein; es kommt bei ihm alles so lieb und herzlich heraus! Und wie gut er aussieht — so kräftig und männlich! Nicht wahr, Mütterchen? Warum er wohl nicht geheiratet hat! Ein solch famoser Mensch!“

Frau Mirjam antwortet nicht. Rasch bückt sie sich nach ihrem Taschentuch, das ihr entfallen ist.

Als sie sich wieder erhebt, ist ihr Gesicht tief gerötet. Hat das Bücken sie so mächtig angestrengt?

Gerhilde aber fährt schalkhaft fort:

„Ich glaube, der brave Herr Land wird sich in Mütterchen verlieben —“

„Hilde!“ ruft Irmgard tadelnd.

Doch Gerhilde läßt sich nicht stören.

„Ja, ja, ich glaube es sicher!“ fährt sie eifrig fort. „Ich bemerkte es schon heute an seinen Augen, mit denen er Mütterchen ansah. Ich bin doch Braut und verstehe mich auf diese Art von Blicken. Und warum sollte er auch nicht? Mütterchen sieht noch so jung aus und ist jetzt noch weit schöner als ihre beiden Töchter. Warum sollte ein braver Mann, wie Herr Land, unser Mütterchen nicht heiraten!“

Weder Frau Mirjam, noch Irmgard erwidern etwas auf diese naiven Kombinationen des mutwilligen Mädchens.

Was hätten sie auch sagen wollen — sie, die beide wissen, wer sich hinter dem Namen „Erik Land“ verbirgt!

*

XIV.

Die nächsten Tage enteilen den Bewohnern der „Tuberosenvilla" — wie sie in Jericho allgemein genannt wird — wie im Fluge.

Kaum beginnt der östliche Himmel sich zu röten, sind die beiden Mädchen schon auf den Beinen.

Erik Land hat ihnen zwei reizende kleine Reitesel zur Verfügung gestellt mit rotem Zaumzeug und glänzenden Glöckchen um den Hals. Und hoch zu Esel durchstreifen die Schwestern die ganze Umgebung. Ja, sie wagen sich sogar bis an den Jordan heran, der seine lehmfarbigen Fluten zwischen dichtem Gestrüpp und öden Sandflächen träge dem Toten Meer zuwälzt.

Der Verkehr zwischen den Bewohnern der „Tuberosenvilla" und dem Gartenhäuschen hinter der Orangenplantage gestaltet sich aufs allerfreundlichste.

Täglich verbringt Erik Land ein paar Stunden bei Frau Mirjam und ihren lieblichen Töchtern, und auch die beiden Mädchen statten ihm hie und da eine kurze Visite ab.

Jeden Morgen, bevor die Damen noch ihre Schlafgemächer verlassen haben, gibt bereits ein alter Araber, den Erik Land in seiner Plantage als Gärtner beschäftigt, einen duftenden Blumenstrauß in der „Tuberosenvilla" ab oder ein zierlich geflochtenes Körbchen voll goldigschimmernder, vollsaftiger Orangen.

„Für Madame" — wie der Alte stets mit pfiffigem Schmunzeln hinzufügt.

Und „Madame" nimmt diese Aufmerksamkeit, die Fatime ihr stets vor das Bett stellt, so daß beim Aufwachen ihr erster Blick darauf fallen muß, tagtäglich mit erneuter, fast mädchenhafter Freude entgegen.

Eines Tages — Frau Mirjam hatte Gerhilde mit einer Bestellung zu Erik Land geschickt — da kehrt das Mädchen ganz aufgeregt aus dem Gartenhäuschen zurück.

„Denk' nur, Mutter!" ruft sie, noch rot im Gesicht von eiligem Laufen. „Als Herr Land mir dieses Fruchtkörbchen gab —, für deine Mutter, mein liebes Kind, wie er ausdrücklich betonte — — da bückte er sich nieder und küßte mich auf die Stirn! . . . Denk nur: er küßte mich! Eigentlich hätte ich böse sein sollen. Aber ich bekam es nicht fertig. Der Blick seiner lieben Augen war so gut dabei — ich glaube, so hätte mich der Vater geküßt, wenn er nicht — —"

Sie bricht ab und wendet rasch das Gesichtchen fort. Ihre Augen stehen voll dicker Tränen.

Frau Mirjam und ihre älteste Tochter aber wechseln einen stummen Blick, wobei die feinen Züge der Mutter innerste Befriedigung ausdrücken.

Überhaupt ist es, als ob Glück und Zufriedenheit in die „Tuberosenvilla" eingezogen seien. Nur selten noch wird zwischen Frau Mirjam und ihren Töchtern die kummervolle Vergangenheit berührt. Die herrliche Gegenwart, in der es keine Sorgen gibt und keine schlummerlosen Nächte, hält alle drei Frauen, wenn auch in völlig verschiedener Weise, im Bann. Die Gegenwart und — die Zukunft, von der wenigstens Gerhilde mit überschäumender Begeisterung das Höchste erhofft, was ein armes Menschenherz überhaupt erhoffen kann.

Auch Irmgards Bedenken, woher der Vater, der noch vor kaum sechs Monaten bettelarm, ausgehungert und niedergedrückt nachts in ihr Häuschen geschlichen kam, das Geld her hat, um seine Familie und sich selbst so reichlich zu versorgen, schwinden gar bald.

In einer heimlichen Stunde, da Mutter und Tochter sich eins fühlen in ihrem Empfinden, erschließt Frau Mirjam ihrer älteren Tochter, zum Teil wenigstens, ihr Herz.

Es ist spät am Abend.

Gerhilde schläft bereits in ihrem traulichen Zimmer und träumt von ihrer rosenroten Zukunft.

Da zieht die Mutter Irmgard an ihr Herz und flüstert: „Mein teures Kind! Längst bin ich dir eine Aufklärung schuldig."

Irmgard erschrickt. Wonach sie so lange brennend verlangte, was sie dann in stummer Resignation bereits aufgegeben — sie soll es jetzt erfahren! Ihr Herz pocht vor Erregung.

Frau Mirjam bedeckt das Gesicht einige Sekunden mit den Händen. Ersichtlich wird ihr der Anfang schwer. Dann gibt sie ihrem Körper einen Ruck und raunt der zu ihren Füßen sitzenden Tochter hastig zu:

„Irmgard! Weißt du, woher der — Vater damals kam mitten in der Nacht?"

„Stumm schüttelt das Mädchen den Kopf. In ihren weitgeöffneten Augen brennt eine angstvolle Frage.

„Aus — aus dem — — Zuchthaus!"

Nicht fährt Irmgard zurück bei diesem furchtbaren Geständnis; ihr klarer Verstand hatte etwas Ähnliches bereits vermutet

„Aber er ist unschuldig, dein Vater — vollkommen unschuldig! Und wenn man ihm auch noch so raffiniert seine Schuld zu beweisen suchte," fährt Frau Mirjam erregt fort. „Erlaß mir die Erklärung, weshalb man ihn, den Unschuldigen, einsperrte, zusammen mit geringstem Diebsgesindel, unter die Fuchtel halbbetrunkener, brutaler türkischer Gefängnisbeamten! „Lebenslänglich Zuchthaus!" — lautete der Richterspruch... O mein Gott! Lebenslänglich!"

Frau Mirjam macht eine kleine Pause. Die Erinnerung greift sie mächtig an.

Zärtlich schlingt Irmgard die Arme um die Knie der Mutter und birgt den Kopf in ihren Schoß.

„Weiter, Mutter! Weiter!" drängt sie sanft.

„Zwölf Jahre schmachtete der Arme bereits hinter den Zuchthausmauern — zwölf herrliche Jahre seines besten Mannesalters!" fährt Frau Mirjam mit vor Tränen halb erstickter Stimme fort. „Da bot ihm ein „Kollege", der in den nächsten Tagen aus dem Zuchthaus entlassen werden sollte und der den Vater lieb gewonnen hatte, an, zu versuchen, ob er ihm durch einen raffinierten, bei Gaunern sehr beliebten „Trick" zur Flucht verhelfen könne.... Der „Trick" gelang. Der Vater war — frei; aber — die Polizei ihm auf den Fersen.... So kam er in jener Nacht zu uns — ein Verfolgter, Geächteter."

„Ja, Mutter! Ja!" schluchzt Irmgard, die bleichen zitternden Hände küssend, die sich krampfhaft ineinander schlingen vor verhaltenem Weh.

„In derselben Nacht noch verließ der Vater Jerusalem wieder — die Häscher waren ja hinter ihm her — und schiffte sich nach Beirut ein, wo er eher vor Verfolgung sicher war —"

„Mit deinem mühsam ersparten Geld, Mutter!"

„— und von dort schrieb er nach Hamburg, an seine einzige Schwester, eure Tante Hermine, und stellte ihr seine ganze verzweifelte Lage vor."

„Und Tante Hermine? Sie bat den Vater natürlich, sofort nach Hamburg zu kommen! Sie tröstete ihn und wollte ihm in seinem Unglück beistehen —"

Mit bitterem Lächeln schüttelt Frau Mirjam den Kopf.

„Du kennst die Welt nicht mit ihren Vorurteilen, ihrer Hartherzigkeit, ihrem Mangel an menschlichem Empfinden, mein Kind. Auch Tante Hermine ist nicht frei davon geblieben, trotz ihres von Natur wohl gütigen Herzens —"

„Glaubt sie denn an die Schuld des Vaters?"

„Das weiß ich nicht. Aber in ihren Augen bleibt Zuchthäusler eben Zuchthäusler — ob ungerecht verurteilt oder nicht. Und nun erst ein — „entsprungener" Zuchthäusler, dem die Polizei lebenslang auf den Fersen sitzt —"

„O Mutter! Mutter!"

„Tante Hermine schrieb dem Vater, sie wolle ihren einzigen Bruder nicht fallen, ihn nicht in Schande und Elend verkommen lassen. Sie werde Sorge tragen, daß ihm durch einen Geschäftsfreund in Beirut eine größere Summe zugestellt werde, damit er für sich und seine Familie eine neue Existenz gründen könne. Irgendwo — nur nicht in Deutschland, wo es eine Unmöglichkeit sei, sich ohne Ausweispapiere niederzulassen. Ja, sie legte ihm unverblümt nahe, die Heimat gänzlich zu meiden, tot für sie zu sein —"

„Das hat Tante Hermine geschrieben?" fällt Irmgard voll Empörung ein. „Das?"

Und leise schluchzt sie in sich hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Die überseeische Frau.

Novelle von **Karl Lütge**.

(Nachdruck verboten.)

Das Städtlein hatte schon seine Sensation: ein Amerikaner war im „Goldenen Lamm" abgestiegen und hatte dort Wohnung für unbestimmte Zeit genommen . . . nicht allein das: er wollte, wie man aus der sicheren Quelle des Wirtes Zirke erfuhr, nicht früher Schropfheim wieder verlassen, bis er hier, ausgerechnet in Schropfheim, eine geeignete Frau gefunden hatte und mit ihr gemeinsam die Rückreise nach Texas antreten konnte . . .

Schropfheim hatte nie solcherlei Sensation gehabt!

Der Name des hohen Gastes im „Goldenen Lamm" allein gab, als er bekannt wurde, eine neue Sensation: der Amerikaner führte den schlichten Namen Meyer . . . auf die einfachste Weise geschrieben, wie er in Schropfheim zweiunddreißigmal vorkam! — Wie konnte ein Amerikaner Meyer heißen? Was konnte diesen Amerikaner Meyer dazu bestimmen, gerade in Schropfheim eine Frau zu suchen? So und ähnlich gingen die Fragen.

Alle Neugier ward gestillt: Über Herrn Zirke, dessen Schwager Lutter und die Frau Lutter kam es ins Städtlein,

daß Mister Mac Meyer aus Schropfheim stamme und mit seinen Eltern in den sechziger Jahren nach Nordamerika auswanderte!

Das war in zweifacher Hinsicht eine Sensation!

Ein Sohn der Stadt ... das war verblüffend. Doch noch verblüffender, daß dieser Sohn Schropfheims den wenig gepflegten Staub des Städtleins bereits in den sechziger Jahren von seinen kindlichen Stiefeln geschüttelt haben wolle ...

Schropfheim sprach von nichts als von diesem Fatum, und der Amerikaner im „Goldenen Lamm" spukte Tag um Tag in den Köpfen der Schropfheimer und Schropfheimerinnen. Man hatte ihn bis jetzt nicht gesehen. Er pflegte auf seinen Zimmern zu speisen und sich dabei von seinem schwarzen Diener die Speisen reichen zu lassen. Herr Zirke, der ebenso wohlproportionierte, wie wohlinformierte Wirt des „Goldenen Lamm" mußte Herrn Meyer aus Texas die Speisen ins Empfangszimmer tragen; dort nahm sie der schwarze Boy in Empfang und servierte im Wohnzimmer. Was Herr Zirke erfahren hatte, das war durch den Mund des Schwarzen geschehen, der gebrochen deutsch sprach.

„Wenn er wirklich eine Frau sucht und zeigt sich nicht öffentlich, dann ist er häßlich oder verwachsen", hieß es kritisch bei den versorgten Schropfheimerinnen.

Die Unversorgten waren nicht so bedenklich.

„Wenn man bestimmt wüßte ... und wenn er reich ist ... und man ein gutes Leben drüben hat ...", so ging das Reden.

Über den Schwarzen, den Wirt Zirke und Lutters kam es dann, daß die Auserwählte des Amerikaners die Zwanzig nicht überschritten haben dürfe ... sie müsse hübsch sein und über den besten Ruf verfügen.

Die Zahl der aussichtsreichen Amerikanerfrauen schrumpfte damit auf zehn, elf zusammen, obwohl der Begriff „schön" vielerlei Auslegungen zuließ und unter Umständen zwanzig achtbare Schropfheimer Jungfrauen umfassen konnte ... aber ... na ja, es wurde über einige Jungfrauen ungut geschwätzt ...

Am meisten spitzte sich auf den reichen Amerikaner Milchen Lutter: da Herr Meyer so gut zu essen pflegte und gut zahlte. Das gute Essen war auch Milchen Lutters Ziel und Lebenszweck ... und da hinreichend Geld vorhanden schien, konnte es an nichts fehlen. — Übrigens zählte Milchen Lutter zu den Schönen Schropfheims, die erst im erweiterten Sinne als schön bezeichnet wurden ...

Allein, Milchen Lutter, die nach ihrer eigenen glaubwürdigen Versicherung bereit war und gute Aussichten als überseeische Frau hatte, schnappte ab, als es ruchbar wurde, daß Herr Meyer aus Texas nahe an die Siebzig sei! Es stimmte demnach also mit der Abreise aus Schropfheim in den sechziger Jahren!

Siebzig! — Schropfheim kam aus dem Kopfschütteln und Verwundern und Reden über den Amerikaner nicht heraus.

Die unbestrittene Schönheit von Schropfheim war die ungefährliche, menschenscheue Else Garding. Sie wäre nicht unbestritten die Schönste, wenn sie geflirtet und aussichtsreiche Liebschaften gehabt hätte ... aber da sie nie aus dem winzigen Häuschen ihrer Mutter herauskam und sich nur die Sorge für den Haushalt angelegen sein ließ, galt sie als ungefährlich — trotzdem sie sinnverwirrend schön war.

An sie dachte im Zusammenhang mit den dreisten Wünschen des steinalten Amerikaners, der im Goldenen Lamm" nun seit vier Wochen vergeblich die zwanzig Jahre alte Schönheit erwartete, keine Seele in Schropfheim ... es muß daher als eine neue, nicht minder große Sensation als die vorangegangenen gebucht werden, als bekannt wurde, daß am Montag der fünften Woche mit eiligen Schritten Else Garding zum „Goldenen Lamm" huschte und von Herrn Zirke auf ihren eigenen ausdrücklichen Wunsch zum Amerikaner geführt wurde. ...

Else Garding also!

„Die!!" so hieß dann rasch und achselzuckend das abschließende Urteil.

„Die!!" echote es verachtungsvoll von den nächstunbestrittenen Schönheiten von Schropfheim ... und noch abgründlicher in der Verachtung hieß es: „Die!!" als Else Garding am Dienstag zu später Abendstunde wiederum zum Amerikaner ging.

„So eine," das waren am Mittwoch abend noch die freundlichsten Bezeichnungen.

Am Donnerstag sagte man schon im Tone der größtmöglichen Mäßigung:

„Eine Schande für die arme alte Frau und die fünf Geschwister!"

Nicht mehr vom Amerikaner — von Else Garding redete ganz Schropfheim.

Am Freitag mittag, als man die Zeitung las, brach die helle Empörung offen in den einhelligen Entrüstungsruf aus:

„Das ist ja eine Kanaille!!"

Denn der Amerikaner Mac Meyer zeigte seine Verlobung mit Else Garding in einer kostspieligen großen Anzeige im Stadtblättchen an. ...

— — — — — — — — — — — —

Das trug sich, gar getreulich dem Geschehen nacherzählt, vor einigen Jahren, in der Inflationszeit, in dem friedlichen Städtlein Schropfheim zu ... und wenn heute noch ein Fremder mit den braven Schropfheimern über Liebe und Ehe ins Gespräch kommt, dann erzählt man ihm eilends und verwunderungheischend von dem leichtsinnigen Mädchen, das sich um des lieben Geldes willen dem siebzigjährigen, gebrechlichen, blatternarbigen Amerikaner verschrieben hatte und unbedenklich übers Meer ins Ungewisse folgte. ...

In dem Häuschen der alten Frau Garding wissen sie es freilich anders und können von schwerem, schwerem Kampf und vielen, vielen Tränen erzählen. Die einstige Not in dem Häuschen ist einer bescheidenen Wohlhabenheit gewichen. Die alte Frau lebt auf, die Kinder gehen in eine gute Schule und lernen Ordentliches fürs Leben ... da die Tochter und Schwester besser als einst für den Haushalt zu sorgen vermag.

Und endlich wird drüben im Staate Texas über die junge Frau erzählt: von ihrem liebevollen Pflichteifer, ihrer Sorge, ihrer Dankbarkeit ... obgleich es offensichtlich ist, daß sie den Siebzigjährigen nicht aus Liebe, sondern um seines Geldes willen heiratete. ...

So redete man derart verschieden über die überseeische Frau, die hier und da und dort eine Sensation ist und immer Leidenschaften aufflammen läßt ... für und wider ihren Entschluß, einen Siebzigjährigen, einen Ausländer, einen vom überseeischen Erdteil, zu heiraten. ...

In Tunis.

Von Hans Bethge.

Ehe man in die Bucht von Tunis einfährt, erblickt man rechts auf einer Anhöhe die spärlichen Ruinen von Karthago, seltsam gekrönt von einer modernen Kathedrale. Von dort oben beherrschten die gefürchteten Phönizier weite Gebiete des Mittelmeeres, von dort ging Hannibal aus. Das Mittelalter zerstörte die Ruinen der Stadt fast ganz. Araber und Italiener holten die Säulen für ihre Moscheen und Kirchen von hier, und die Mauerreste wurden als Steinbrüche benutzt. Die neueren Ausgrabungen haben eine Reihe schöner Dinge ans Licht gefördert, die man jetzt im Museum zu Tunis sieht. Da ist eine holde Demeter in halber Lebensgröße, mit Spuren antiker Bemalung, und ein paar andere weibliche Figuren graziler Art, die den Schimmer Griechenlands auf ihrem gelblichen Marmor tragen.

Ehe das Schiff in den Hafen von Tunis einläuft, durchschneidet es den großen Salzsee Bahira, in dem man rosarote Scharen hockender Flamingos erblickt. Beim Nahen des Schiffes gehen sie auf, mit weitgebreiteten Flügeln, in rosa Wolken, gleich der Morgenröte.

Dann schreitet man nach Tunis hinein, kommt zunächst durch eine wenig interessante Europäer-Stadt und hinter ihr in das weiße, reizvolle arabische Viertel, das man ganz in seiner ursprünglichen Bauart belassen hat. Lauter niedrige, weißgetünchte Häuser mit flachen Dächern, und in den Türen hocken die dicken Frauen, die auf außerordentlich kleidsame Art mit schwarzen Gazetüchern verschleiert sind, so daß sie, sieht man sie aus einiger Entfernung, wie Negerinnen erscheinen. Sie sind immer klein und neigen zur Korpulenz, und die dicksten unter ihnen sind von wirklichen Kugeln nicht allzusehr zu unterscheiden. Sie haben auffallend schmale Augen, und die Alten, die man nicht selten entschleiert sieht, zeigen runzlige, ganz verblühte und vergrämte Gesichter; die Farbe ihrer Haut ist häufig weiß, im Gegensatz zu den gebräunten Männern. Die Frauen färben sich die Nägel und Spitzen ihrer Finger mit einem roten Pulver, das sie Henna nennen, und zeigen bläuliche Tätowierungen am Kinn und über der Nasenwurzel. Sie kleiden sich einfach in europäische Tücher von grellem, unangenehmem Rosa.

Es war gerade Aschora, das Fest der Toten, als ich in Tunis war. Die Friedhöfe waren voll von klagenden Frauen, und auch an den Mauern der Friedhöfe wurden Gebete verrichtet. Zugleich gab sich das Volk allerlei harmlosen Belustigungen hin. Auf einem Platze führte ein marokkanischer Schlangenbeschwörer seine Kunststücke vor, die Kinder fuhren in dem primitivsten Karussell, das Europäeraugen je gesehen haben, man aß süße, rosa Kuchen, und die arabischen Kaffees waren angefüllt mit faulen, lungernden Gestalten, die rauchten, schliefen oder Dame spielten. Ein Jüngling führte zu den monotonen Klängen einer langen Trommel einen unschönen Bauchtanz auf, die Umsitzenden

klatschten zu dem Rhythmus der primitiven Musik in die Hände.

Tunis hat reizvolle Bazare. Es ist ein Viertel enger Straßen, die mit Mauerwerk ganz überwölbt sind (ähnlich wie in Konstantinopel, nur alles viel bescheidener) und ihr mangelhaftes Licht durch Luken erhalten. Hier reiht sich Laden an Laden, die Händler hocken anpreisend bei ihrem bunten Kram, die ausgezogenen Pantoffeln neben sich, und das Volk drängt sich in Scharen durch die Gassen. Man sieht hübsche Stickereien, die aber zumeist aus Indien kommen, Waffen, Lederwaren, geknüpfte Teppiche aus Kleinasien und viele Parfüms, die im Lande bereitet werden. Berühmt ist das tunesische Rosenöl, ich versuchte es, aber ich muß gestehen, dieser betäubend süße Geruch ist unerträglich.

Die Moscheen in Tunis dürfen von Christen nicht betreten werden. Ich bedauerte, das Innere der Moschee es-Zituna nicht sehen zu dürfen. Es ist ein Bau von edelsten Verhältnissen, zu dem hundertfünfzig antike Säulen aus Karthago verwendet worden sind. Man kann, wenn das Tor sich öffnet, einen flüchtigen Blick in den schönen Arkadenhof erhaschen, nichts weiter.

Vor der Stadt sah ich ein Dorf, in dem ärmliche Kabylen hausen. Man kann sich nichts Traurigeres vorstellen. Die niedrigen Lehmhütten sind ganz eingebettet in wuchernde Maurenfeigen, jenes Stachelgewächs, das man im Süden am Rande aller Wege trifft. Sonst Sand und Einöde. Die Frauen hielten sich in ihren Hütten versteckt, ich sah nur einige Männer von schlankem Wuchs und unter den Kindern ein Mädchen von holder Schönheit, ein schlankes, feines Geschöpf von scheuen Bewegungen und scheuem Aug'. Die bräunlich-blassen Glieder steckten in einem kurzen Röckchen und einer hellblauen Jacke, und als ich mich ihr nähern wollte, entfloh sie, abwehrend, mit hurtigen Schritten, die den Boden kaum berührten. Ich bewahre die Schönheit und die hurtige Anmut ihrer Jugend als ein Bild gazellenhafter Grazie.

Als ich Tunis zu Schiff verließ, zur Zeit des Sonnenunterganges, stand der Himmel blutrot, mit phantastischen, grauen Wolken, über Afrika. Über dem See Bahira schwebten ein paar Flamingos, und als wir an Karthago vorüberkamen, sahen wir nichts mehr von den punischen Ruinen, sondern nur noch den Schimmer der weißen, christlichen Kirche, die dort wie ein Symbol thront über der versunkenen Heldenstadt.



* **Wie Tiere schlafen.** Man kann im allgemeinen behaupten, daß die Lage, die die Tiere im Schlafen einnehmen, von der Art der Beine abhängig ist. Denn diese sind ja im allgemeinen diejenigen Glieder, denen die physische Ruhe am meisten zugedacht ist. Infolgedessen ist es das Bestreben der Tiere, sich beim Schlafen so zu legen, daß den Beinen absolute Ruhe gewährleistet ist. Der Mensch mit seinen zwei Beinen ist, vom Standpunkt der Tiere aus gesehen, beneidenswert. Denn so ziemlich jede Körperlage, die er liegend einnimmt, gewährleistet den Beinen ihre Ruhe. Daher gibt es Menschen, die auf der Seite, auf dem Rücken, ja auch solche, die auf dem Bauche liegend schlafen. Für die Tiere gibt es meist keine Wahl. Es ist für jede Tierart immer nur eine Stellung die richtige. Das Pferd liegt auf der Seite und streckt die Beine vor sich her. Das Rind dagegen liegt zum Teil auf den Hinterbeinen und knickt die Vorderbeine ein. Die Katze rollt sich, auf der Seite liegend, zusammen und rollt die Beine mit ein. Tiere mit kurzen Beinen, wie das Schwein und das Nilpferd, haben die ausgeprägteste Seitenlage; sie werfen sich gewissermaßen einfach in einem Winkel von 45 Grad auf die Erde. Keine sich gleichbleibende Stellung beim Schlafen hat merkwürdigerweise der Bär. Er schläft bald auf den Hinterbeinen sitzend, bald legt er sich hin, und zwar ebenso oft auf die Füße wie auf die Seite, bald auch ruht er in halb sitzender, halb liegender Stellung. Die Affen sitzen im Schlafe auf einem Baum und halten sich mit einem Arm an einem Ast fest. Der Orang-Utang dagegen liegt als einziges Tier nach der Art des Menschen auf dem Rücken.

*

* **Der Poet vor dem Strafgericht.** Es gibt nicht nur bleiche Kaffeehauspoeten, sondern auch Dichter, die mit beiden Beinen in der Wirklichkeit stehen. Manche verstehen sogar aus der Poesie nahrhaftes Kapital zu schlagen. Neulich stand vor einem österreichischen Strafrichter ein Mann, der einen andern als Dieb eines Eiskastens bezeichnet hatte. Diese Ehrenbeleidigung verlangte nach Sühne. „Wie heißen Sie?“ fragte der Richter. Der Angeklagte fuhr in die Höhe: „Erlaube mich vorzustellen, habe die Ehr', ich bin der Johann Michel Bär.“ „Wo sind Sie geboren?“ fragte der Richter. „In Mislowitz, im schönen Tschechenland, dort ist's, wo meine Wiege stand“, erwiderte der Angeklagte. Der Richter horchte auf: „Sie reimen ja alles? Soll das vielleicht ein Spaß sein?“ Und streng fuhr er den Poeten an: „Sie stehen hier vor Ihrem Richter!“ Der Angeklagte setzte flehend zu seiner Verteidigung an: „Bitte gehorsamst, bester Herr Rat, bin selbst darüber ganz desperat.“ Der Richter entrüstet sich: „Schon wieder ein Reim! Was sind Sie denn von Beruf?“ Johann Michel Bär, nach Worten suchend, die der Würde des Tribunals entsprachen, konnte nicht anders, als sein innerstes Gesetz es ihm diktierte, und sagte: „Was ich bin? Da liegt's eben drin, daß ich nicht so wie die andern bin. Seit dreißig Jahren, bei Tag und bei Nacht, mache ich Reime, daß alles lacht. In allen Wirtshäusern, selbst an der Börs' kennt man den Bär und seine Knittelvers'“. „Hier im Gerichtssaal aber spricht man prosaisch“, bemerkte der Richter, „stellen Sie sich darauf ein.“ „Gnade, Gnade“, stöhnte Michel Bär, „jetzt bin ich alt, hab' über mich mehr keine Gewalt. Die Macht der Gewohnheit, es ist zu dumm, das Wort dreht sie mir im Munde um.“ Als Michel Bär sich schließlich verteidigen sollte, warum er den Pfründner Vogel beschuldigt hatte, den Eiskasten gestohlen zu haben, bekam die Macht der Gewohnheit wieder Gewalt über ihn, und er deklamierte: „Hohes Gericht, sofort muß es werden klar, daß es ein gräßlicher Irrtum war. Ich meinte nicht Vogel, den Ehrenmann. Was fängt der auch mit einem Eiskasten an! Ich orakelte nur fein und geschickt, daß solch ein Stück kein Vogel aufpickt. Zum Stehlen des Eiskastens gehören zwei. Welche, ist mir ganz einerlei.“ Als der angeklagte Poet solcherart für seine Unschuld plädiert hatte, konnte der Richter nicht anders und sprach ihn frei. Das begeisterte ihn zu einem Schlußwort: „Ewigen Dank, ich dachte es gleich, es gibt noch Richter in Österreich!“

*

* **Zur Geschichte des Zahnstochers.** Schon die Römer haben die Zahnstocher gekannt, und die Elegants des Augusteischen Zeitalters bewahrten sie in ihrem Toilettekästchen. Sie waren aus den Stacheln des Stachelschweines oder aus Holz oder Federkielen gemacht. Ein Epigramm des Marcus Valerius Martialis spottet über die Geziertheit, mit der besonders die Frauen sich ihrer bedienten. In Frankreich schreibt man die Einführung der Zahnstocher Antonio Perez zu, einem spanischen Minister, der nach seiner Verbannung von Heinrich IV. aufgenommen wurde. Dieser Perez brachte den Zahnstocher in Mode, und seitdem gehört es zu den Gepflogenheiten der guten Gesellschaft, mit diesem Instrument bewaffnet zu sein. Trotzdem aber ist nicht zu leugnen, daß schon der Zahnstocher des Admirals Coligny, der 20 Jahre vor der Ankunft des Antonio Perez im Jahre 1572 starb, berühmt war, so zwar, daß man zu sagen pflegte: „Gott bewahre mich vor den Zahnstochern des Admirals.“ Denn er hatte, wie der französische Schriftsteller Brantôme erzählte, immer einen „entweder im Munde oder hinterm Ohr oder im Bart“. — Um 1560 erwähnen die Rechnungen des Silberwarenhändlers Franz' II. zwei silberne Zahnstocher in einem Futteral aus demselben Metall, in maurischem Stile, geschmückt mit zwei gekrönten F, und einen dritten goldenen in einem goldenen Futteral, der verziert war mit zwei Kronen in rotem und weißem Email.

Lustige Rundschau



* **Erblich belastet.** Der Filmschauspieler F. genießt zum ersten Male Vaterfreuden; seine junge Gattin hat ihn mit einem strammen Stammhalter erfreut. Als ein Kollege dem überglücklichen Elternpaar seinen Besuch abstattet, heult der Säugling gerade in seinen Kissen, daß die Wände wackeln. „Na, was sagst du zu unserm Nachwuchs?“ fragt stolz der Heldenvater. Worauf der Kollege begeistert erwidert: „Das Kind schreit ja geradezu nach der Leinwand.“

*

* **Der Herr Verteidiger.** Rechtsanwalt B. konnte vor Gericht einen schwarzen Raben als weiße Taube hinstellen; kurzum, er war tüchtig. In seiner letzten Strafverteidigung gipfelte seine Rede in den Worten: „Und dann bedenken Sie, meine Herren, mein Klient ist so taub, daß er die Stimme des Gewissens nur mit allergrößter Schwierigkeit hören kann!“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.